

Ulrike Döcker

Juden im Grenzraum

Ein Tagungsbericht

Tagungen wie jene in Schlaining über die „Geschichte, Kultur und Lebenswelt der Juden im Grenzraum“ unterscheiden sich als überschaubare Veranstaltungen, die noch dazu ausreichend Raum für Diskussionen und persönliche Gespräche bieten, äußerst positiv von den anonymen Großveranstaltungen (s. den Beitrag von J. Mikoletzky in diesem Heft), zu denen die Referenten nur mehr ihres eigenen Referats wegen anreisen.

Daß die Veranstalter Rudolf Kropf und Wolfgang Meyer noch dazu das Thema der Juden im Grenzraum gewählt haben, unterscheidet diese Tagung von anderen regionalspezifischen Symposien, die sich oft in allzu provinziellen Themen erschöpfen. Andererseits leiden solche Veranstaltungen unter mangelndem Renommee und geringer Finanzierung, sodaß wichtige Referent/inn/en ausbleiben oder gar nicht eingeladen werden können. Daraus entstehen wiederum thematische Defizite, die im Fall der letzten Schlaininger Ta-

gung vor allem im Bereich der Alltags-, Sozial- und Kulturgeschichte der Juden einzuklagen sind.

Positiv an den bisherigen Schlaininger Gesprächen – sie finden seit 10 Jahren statt – ist auch ihre bewußte Öffnung gegenüber Kolleginnen und Kollegen aus dem „Grenzraum“, aus Slowenien und Kroatien, aus Ungarn und aus der Slowakei, eine Öffnung, die hier bereits lange vor den Demokratisierungsprozessen in diesen Ländern in Angriff genommen wurde. Über die früheren Grenzen des Eisernen Vorhangs hinweg, haben hier Historiker und Historikerinnen immer wieder entdeckt, wie ähnlich ihre Forschungsergebnisse ausfallen und wie nahe ihre Herkunftsländer eigentlich beisammen liegen. Dieses „Miteinander-unsere-Geschichte-entdecken“ hat in Schlaining zur Bildung einer Historiker/innen-Gruppe geführt, deren Mitglieder in regelmäßigem Kontakt zueinander stehen oder sich zumindest forschungstechnisch unterstützen. Sogar jährliche Ungarisch-Kurse wurden

initiiert, um auch in den Archiven des Nachbarlandes forschen zu können. Diese Bekanntschaften und Freundschaften sind jedoch mit ein Grund, warum in den jährlichen Tagungsprogrammen manche Themen überrepräsentiert sind, während andere fehlen. In diesem Jahr wurden hingegen auch zahlreiche „Neue“ eingeladen, was den Bürgermeister von Schlaining zu der etwas traurigen Bemerkung veranlaßt hat, „Ja, da sind ja heuer kaum bekannte G'sichter“.

Die alljährlichen ‚Schlaininger Gespräche‘ sind für connaisseurs auch aus anderen Gründen etwas Besonderes. Es ist das Ambiente – Burg Schlaining im dunkelroten Herbstlaub –, die Gastfreundschaft, das dichte Programm, die Exkursionen, was die etwa zwanzig Referent/inn/en und etliche Zuhörer im nächsten Jahr wiederkommen läßt. Von frühmorgens bis spätabends in der Burgtaverne Diskussionen, tagespolitische Anmerkungen, hitzige Wortduelle oder versöhnliches Geraune. Hier lockt keine Großstadt die Tagungstouristen zur Besichtigung. Man ist gekommen, um zuzuhören.

Eine Tagung über Juden ist auch 1990 noch keine Selbstverständlichkeit, auch nicht im Burgenland, und schon gar nicht, wenn dafür „schon wieder“ in der Vergangenheit gekramt wird. In den Tagungspausen erzählen Referenten und Referentinnen von der schwierigen Vorbereitung ihrer Referate, von verstörten Blicken zufälliger Passanten auf die Frage nach einer alten Synagoge und von argwöhnischen Blicken beim Betreten eines jüdischen Friedhofs. Wer

weiß, wie viele Bewohner des „Grenzraums“ über die Roma und Sinti denken, kann sich leicht vorstellen, was sie von Juden halten, denn beide Gruppen teilen dasselbe Schicksal; nicht erst in den Konzentrationslagern, ‚auf der Rampe‘ und in den Gaskammern, sondern im Burgenland selbst: Die Toten der im Anhaltelager Lackenbach verstorbenen Roma und Sinti wurden auf alten jüdischen Friedhöfen verscharrt. Dort stehen heute auch die von den Überlebenden errichteten Grabsteine, schwarz mit goldenen Buchstaben, manche mit Foto – auf einem ein Geiger, mit Schnurrbart, wie in der Operette; in den Vasen frische Blumen – fast wie auf einem christlichen Friedhof, aber eben nur fast, denn der Friedhof ist verwachsen, abweisend. Auch unter den Juden gibt es kaum Nachkommen, die diesen jüdischen Friedhof in Lackenbach pflegen könnten, er verwildert, doch dies ist nur für uns ein befremdlicher Anblick, denn nach jüdischem Glauben gehört ein Grab dem, der dort begraben ist. Dennoch verursacht der Anblick der langsam verwitternden Steine Betroffenheit. Zu jedem Grabstein gehört ein Mensch, alle diese Menschen hatten Kinder, diese Kinder haben das zwanzigste Jahrhundert nicht überlebt.

„Jewishness is more a heritage than a religion.“ Dieser von Albert Lichtblau in seinem Referat zitierte Satz eines emigrierten Juden gibt das Gefühl wieder, das auch am Friedhof von Lackenbach so deutlich zu spüren ist: Es gibt nichts wieder gutzumachen, alle sind tot, fast alle. Manche Überlebenden ha-

ben ihre Lebensgeschichte aufgeschrieben. Lebensgeschichten, die sie Historiker/inn/en zur Verfügung stellen, um Aufklärungsarbeit zu betreiben. So waren es vor allem die persönlichen Erlebnisse emigrierter Juden und Jüdinnen in den Referaten von Albert Lichtblau und Georg Gesellmann, die den Toten Stimmen verliehen. Auch Georg Gesellmann hat als Versuch „kommunaler historischer Kulturarbeit im Burgenland“ mit emigrierten Juden aus dem Burgenland korrespondiert, manche auch besucht. Gesellmann zitiert einen seiner Briefpartner, der versucht, sich seiner Identität klar zu werden. Nach vierzig Jahren weiß er keine genaue Antwort: „Bin ich ein Wiener Jude oder ein jüdischer Wiener?“

Beide Referate haben sich auf vier zentrale Aspekte der kollektiven Erfahrung jüdischer Menschen konzentriert: die Frage nach dem Selbstbild und der Identität, nach ihren Beziehungen zur jüdischen Religion, nach den Koexistenzmöglichkeiten mit Nicht-Juden und nach dem Erleben von Verfolgung. Obwohl diese vier Aspekte aus den Lebensgeschichten von Juden im 20. Jahrhundert extrahiert sind, beschreiben sie jahrtausendealte jüdische Lebenszusammenhänge. In der Antike, im Früh- und Hochmittelalter, vor allem aber im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit wurden Juden zunächst angesiedelt, dann vertrieben, manche getötet; sie wurden anderswo angesiedelt und vertrieben, manche getötet; sie kehrten zurück, man machte ihnen Zugeständnisse, um sie wieder zu vertrei-

ben oder auch, um sie zu töten (1306 in St. Pölten, 1338 in Wolfsberg, 1421 in Erdberg usw.). Diese blutgetränkten Spuren durchziehen ganz Europa, auch den „Grenzraum“. Die Motive für die Vertreibungen waren immer finanzieller Natur: Kaiser, Könige und Fürsten, Kommunen und Landstände hatten immer Geldmangel, manche Juden hatten viel Geld, also lieferte man sie ans Messer. Und schließlich haben es ja alle gesehen, daß alle Juden Hostienschänder sind. Die Morde und Pogrome ließen die Herrscher zu, um auch das Volk zu seinem Recht kommen zu lassen, ab und zu wurde auch einer ihrer Rädelsführer gehängt –, das Wichtigste war, daß die Kasse stimmte.

Zum Judentum im Mittelalter und in der Neuzeit haben Inge Wiesflecker-Friedhuber und Harald Prickler den in der Mediävistik und in der Geschichte der Frühneuzeit oft üblichen Quellenpositivismus vermieden, ihre Fragestellungen expliziert und gut recherchierte Resultate präsentiert: Prickler über die Geschichte der burgenländischen Judensiedlungen und Wiesflecker-Friedhuber über die Judenaustreibung aus der Steiermark unter Maximilian I. Bei beiden war ihr emanzipatorischer Anspruch unüberhörbar, die Diaspora im „Grenzraum“ spürbar nachzuvollziehen. Interessant auch die Vorträge von Marsina über die Slowakei im Mittelalter, von Bariska über die Herrschaft Güns und von Goldstein über Kroatien. Im letzten Referat von Ivo Goldstein hat vor allem der Versuch überzeugt, die Geschichte der Juden in Kroatien vom Hochmittel-

alter bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg zu verfolgen. Als einer von wenigen hat Goldstein auch über die Forschungssituation in seinem Land berichtet und moniert, daß es keine Sozialgeschichte der Juden, sondern nur eine Fülle von Detailforschungen gibt. Diese Tendenz, explizitem sozialhistorischem Fragen durch Quellenpositivismus auszuweichen, war auch im Referat von Haraszi über das „Leben der Juden in Westungarn mit besonderer Berücksichtigung der Bildungsgeschichte“ dominierend. Die unbekümmerte Gleichsetzung des Begriffs ‚Bildungsgeschichte‘ mit der Geschichte der Schulbildung der Knaben in den Jeschibas und Thora-hochschulen hat mich besonders verwundert.

Für das 19. und frühe 20. Jahrhundert waren vor allem die Ergebnisse von Rudolf Kropf und Michael John interessant: Während Kropf für Schlaining um 1848 das Bild einer kleinen, nach vorindustriellen Mustern lebenden Judengemeinde entwarf, mit einem hohen Anteil alter Menschen, mit zahlreichen jüdischen Familien am Existenzminimum und großen Familienhaushalten, die fast zur Hälfte vom Lumpensammeln lebten, beschrieb John die reichen jüdischen Großunternehmer im Wien der Jahrhundertwende. Sie waren durch „Aufstiegswille, kommerzielles Denken, Sprachkenntnisse, überregionale Kontakte, Bildungsambitionen und Wohltätigkeit“ charakterisiert. Trotz ihres hohen Assimilationswillens – 1910 hatte Wien die höchste Austrittsquote aus dem jüdischen Glauben

in ganz Europa – fand John auch hier Anzeichen der jahrhundertealten Ghetotosituation. Assimilation bedeutete für diese Kreise die Bedingung für wirtschaftlichen Erfolg. Mit dem aufkeimenden Antisemitismus, so John, wurden seit den 1880er Jahren auch die jüdischen Direktoren rarer. Die antimodernen und antikapitalistischen Strömungen zur Zeit der Wirtschaftskrise schärfen die antisemitischen Zungen und bereiteten den Boden für die ‚Endlösung‘. Diese antisemitischen Töne hallen selbst aus „belanglosen Studentenbriefen“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts wieder, die von Franz Roth vorgetragen wurden. Zwischen einem ‚süßen Mädel‘ am Abend und einem ‚langweiligen Mittagessen mit den Kameraden‘ dauerte hier die Begegnung mit einer „stinkenden, schwangeren Jüdin“ eine Zeile lang.

‚Endgesiegt‘ wurde auch im Burgenland, vor allem über das jüdische Eigentum, denn schon 1938 war das Burgenland ‚judenrein‘. Juden waren nach Jugoslawien deportiert worden, emigriert, nach Wien übersiedelt, in den Freitod gegangen. Zunächst gab es noch Kaufverträge mit Juden über ihre Besitzungen, der Erlös wurde jedoch auf ein sogenanntes Auswanderungssperkonto überwiesen, das die Gestapo beaufsichtigte. Mit der Abwertung der Kontoreichsmark war dieses Geld, das ohnehin nie zugänglich gemacht werden sollte, fast wertlos. Daneben gab es auch persönliche Arisierungen. Arier konnten Interesse an jüdischem Vermögen schriftlich anmelden: Gesucht ein Damendiamant-

ring, ein Ehering, groß, eine Herrenuhr, möglichst aus Gold! Nach der Reichskristallnacht mußten die Juden Sühnegeld für die Beschädigungen der Nazis zahlen, sie auf ihre eigenen Kosten reparieren, und mit dem Trick, sie würden „im Ausland“ dementsprechend entschädigt werden, brachte man sie dazu, die Höhe ihres Vermögens anzugeben. Waren sie „im Ausland“, wurde ihr Vermögen konfisziert. Der Streit zwischen der Gestapo und dem Reichsfinanzministerium, wem denn nun dieses Geld gehöre, fiel zugunsten der Gestapo aus. Sie hatte das bessere Argument: Die Finanzierung der Judentransporte in die Todeslager. Die von Gerhard Baumgartner trocken vortragene und penibel recherchierte Geschichte der Arisierungen im Burgenland am Beispiel von Oberwart war, gestützt auf eine juristische Fachsprache und getragen von Zahlen und Prozentsätzen, im wahrsten Sinn des Wortes eine Abrechnung. Fazit: Die Rückstellverfahren erwiesen sich als schwierig, viele Kinder von Arisierern konnten nach 1945 Rechtstitel vorweisen, viele Juden sind verstorben, die anderen setzen keinen Fuß mehr in dieses Land.

Aus den Synagogen wurden nach 1945 meist Feuerwehrrhäuser oder Lagerschuppen, die Friedhöfe gibt es zwar noch, aber sie verkommen. Sehr informativ zur burgenländischen Situation war hier das Referat von Wolfgang Meyer. [Für Interessierte: jüdische Friedhöfe existieren noch in Frauenkirchen, Mattersburg, Kittsee, Lackenbach, Kobersdorf, Deutschkreutz, Eisenstadt, Oberwart, Schlaining und

Rechnitz]. Gerade noch gerettet wurde eine von Josef Hoffmann errichtete große Synagoge in Budapest; sie war knapp vor dem Einsturz, als sich eine ungarische Privatfirma ihrer annahm. Auf den Dias im Vortrag der Kunsthistorikerin Inés Müller konnte man ihre Renovierung anschaulich nachvollziehen. Müllers Vortrag war, im Unterschied zum kunsthistorischen Fachjargon Gerhard Seebachs in seinem Referat über mittelalterliche Synagogen, eine mit unterstützenden Erklärungen gut illustrierte Bau- und Kulturgeschichte des Synagogenbaus im 19. Jahrhundert. Als einzige unter den Kunsthistoriker/innen wurde Müller damit der Aufgabe gerecht, Baugeschichte auch als Sozialgeschichte zu begreifen und Synagogen als Lebensräume ihrer Benutzer gleichwie als Ausdrucksformen ihrer Erbauer zu betrachten. Diesem Anspruch konnte Ursula Schubert, die ein Referat über jüdische Barockmaler im „Grenzraum“ angekündigt hatte, dann aber vorwiegend über norddeutsche Künstler referierte, nicht gerecht werden. Ihre Ausführungen über die Vorbilder und Nachahmungen der Pesach Haggada – einer kostbaren Handschrift, die am Seda-Abend benützt wird, und vom Auszug aus Ägypten erzählt – erschöpften sich in Kleiderdetails und Hintergrundvergleichen. Inés Müller hingegen berichtete von aufregenden Ähnlichkeiten zwischen reformierten Kirchen und Synagogen, von Büchern über Baustilkunde, in denen der Synagogenbau ganz unten rangiert, und von Baumeistern, die 15 Synagogen gebaut haben und sich

dennoch in keinem biografischen Lexikon finden.

Ihre Spuren sind „verweht“ – so auch der Titel des vorgeführten Films von Günther Unger über burgenländische Juden. Verweht sind auch die Reste jüdischer Baukunst im „Grenzraum“, kaum mehr zu erkennen sind die Inschriften auf den Grabmälern, verweht das Wissen um jüdische Lebenskultur in den kleinen Gemeinden. In den Synagogen stehen Mähdrescher, und von den wenigen noch existierenden Häusern im Eisenstädter Ghetto wurden manche Fassaden erst unlängst mit Eternitfliesen verziert. Zwar kündigen Gemeindeväter und Landespolitiker vornehmlich in wahlpolitischen Zeiten – und im kleinen Rahmen – Renovierungen von jüdischen Synagogen und vorsichtige Pflegearbeiten in jüdischen Friedhöfen an, die Ausführung läßt jedoch noch vielfach auf sich warten.

Ein Besuch im Jüdischen Museum Eisenstadt ist zu empfehlen. Öffnungszeiten: 18. Mai bis 26. Oktober, täglich außer Montag 10–17 Uhr; sonst gegen Voranmeldung bei Mag. Johannes Reiss, 7000 Eisenstadt, Unterbergstrasse 6, Tel. (02682) 5145.

Jacques Le Rider Das Ende der Illusion Zur Kritik der Moderne



ÖS 498,-

Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde Wien zum Hauptschauplatz der radikalen Neuerungen in den Künsten wie in der Philosophie und zugleich zur Geburtsstätte der Psychoanalyse.

Diesen fieberhaften Aufbruch zur Suche nach einem neuen Individuum führt Jacques Le Rider auf das Zusammenspiel von Identitätskrisen zurück, die sich für die „Wiener Moderne“ als prägend erweisen sollten: zum einen die Infragestellung der Hierarchien von Männlich und Weiblich, zum anderen die sowohl durch den auflodernden Antisemitismus als auch durch den Zionismus blockierte Assimilation der jüdischen Intellektuellen.

„Ein unübertroffenes Standardwerk, das Jacques Le Rider, ein gleichermaßen genauer wie scharfsinniger Beobachter der ‚Wiener Moderne‘, hier vorlegt.“ Thomas Ferenzi in „Le Monde“, April 1980

ÖBV